

(Nachdruck verboten.)

24]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Da fiel's ihr plötzlich schwer auf die Seele. „Ich hab kein Geld," sagte sie kleinlaut.

Er sah sie sprachlos an.

Lief senkte sie den Kopf, sie wagte gar nicht aufzublicken. „Ja, ja, kannst mers'ch glauben," murmelte sie. „Ich hab heut denen heeme geschickt." Das Weinen kam sie an, halb erstickt stieß sie heraus: „Mies!"

„Verflucht und zugenäht!" Er stampfte mit dem Fuß auf; als er ihr bekümmertes Gesicht sah, lachte er verlegen.

„Ja — hm — ich habe auch nicht!"

Wie begossen standen sie auf der Straße. Da schien nun die Sonne. Vom Botanischen Garten herüber kam Duft und Rauschen grüner Bäume. Weißgekleidete Kinder hüpfen an der Eltern Hand, gepunktete Mädchen stolzierten am Arm der Liebsten. Die offenen Pferdebahnen jagten vorüber mit freundlichem Klingling, von sonntäglichen Kleidern wie mit bunten Wimpeln beslaggt; melodischer tönte das Rollen der Räder, glatter schienen sie dahin zu fliegen in der Freude des Sonntags. Ueberall Sonntagsmienen, Augen, die in Erwartung sonntäglicher Freuden blühten. Aus der Enge des Alltags entlassen, eilten die Menschen froh. Sonntagslust, Sonntagshimmel. Unzählige Goldstäubchen flimmerten in der Luft, der Asphalt war wie mit Gold übergossen.

Kein Geld! Mit einem tiefen Seufzer sahen sie sich an. „Was nu!" flüsterte Mine.

Er wühlte in der Tasche, nach langem Suchen brachte er etwas hervor und hielt es ihr auf der flachen Hand entgegen. „Da — fünfundzwanzig Pfennig! Ware fünfundzwanzig! Das langt gerade für zwei Bier, und fünf Pfennig für den Kellner. Es is ja allens wurcht. Komm, wir machen nach Wilmersdorf in den Seepark, das is nich so weit, da brauchen wer wenigstens keine Pferdebahn."

Ein heller Freundschein verklärte ihr Gesicht; er ging doch mit ihr, auch wenn sie kein Geld hattel! Glückselig nickte sie, und mit großen Schritten neben ihm herabgehend, wirbelte sie mit ihrem schweren Wollkleid den losen Staub auf.

Nun waren sie draußen, hinter den letzten Häusern der Brunwaldstraße.

Eine unabsehbare Fläche breitete sich aus; keine Wiese, kein Wald. Brachliegende Felder, schon zu Baupläzen bestimmt, rechts und links. Ein loses Windchen spielte mit den elenden Rippen des Sandhafers. Keine Blumen. Aber Knaben ließen einen Drachen steigen und jubelten laut, wenn die sommerlich warme und doch schon an den Herbst mahnende, starke Lust das papierene Fabeltier auf ihren Armen wiegte.

Mütter schoben quietschende Kinderwagen vor sich her, und Väter trugen müde Sprößlinge. Junge Männer und Mädchen, Tanzlust in den Blicken, verschmähten übermütig den gebahnten Weg und balancierten über Steinhäufen und Sandhügel, rechts und links von der Straße.

Von ganz fern, wo auf dem Teller der Ebene ein dichter Rand von mächtigen Aaleebäumen aufsteigt, wehten Musikklänge her.

Und über alles goß die Sonne ihren vollsten Schein.

Mit einem von der Freude merkwürdig verschönten Gesicht sah Mine in die freie Weite. So ganz draußen waren sie eigentlich noch nie gewesen. Mit geblähten Nasenflügeln sog sie die ländliche Luft ein. So was hatte sie lange nicht geatmet! Immer den Küchenbrodem, den Qualm der Kohlen und den Fettdunst des Spülwassers.

Eine große Freude machte ihr Herz zittern; sie wählte sich daheim auf der grünen Golmüther Flur, daheim und — mit ihm! Sie hätte jubeln mögen. Aber sie schämte sich; so machte sie nur einen Hopsier über einen kleinen Sandbuckel und sagte mit einem tiefen wohligen Atemzug: „Hier is 's mal wunderschöne! Wer sieht ja den Himmel!"

„Ja, den siehste," brummte Artur, noch immer verstimmt, „aber weiter auch nicht!"

„Ach, sei doch vergnügt, Artur," bat sie innig, „maule nich! Mer sein doch zusammen!"

„Ja, hm, sehr richtig!" Sein mißmutiges Gesicht hellte sich auf; er sah sie an.

Rühn saß der Strohhut mit einem ganzen Rosengarten auf ihrem durchs Wasserstrahlen etwas rostig gefärbten Haar. Das bot allen Bemühungen der Brennischeere Trost; keine Locken wollten werden, einzig an den Spitzen krümmte es sich um ein Weniges aufwärts. Ihr schwarzes Wollkleid war eigentlich nicht für die Jahreszeit passend, im Winter hatte sie sich's angeschafft; aber es war ihr höchster Staat. So ein schwarzes Kleid war immer ihr Ideal gewesen.

Mit den hübschen Mädchen, die hier des Weges kamen, war sie nicht zu vergleichen; aber ihre Wangen waren rot, ihre Gestalt voll, in Luft und Sonne aufgewachsen wie ein Baum, und ihre Augen, braune aufrichtige Augen, die sahen ihn — das merkte Artur wohl — in stiller Bewunderung an.

Das schmeichelte ihm. Seine Laune hob sich. Wie ein richtiger Galan ging er neben ihr her, das Stöckchen wirbelnd. Immer bewegener rückte er den Hut und ließ den Siegelring in der Sonne funkeln.

Beinah hätte es eine Kumpel gegeben. Lautlos kam ein Radfahrer angefaßt. Mine stieß einen markdurchdringenden Schrei aus, als die Marmelode dicht hinter ihr erklang. Der Radler wollte ausbiegen, sie sprang auch gerade nach jener Seite; heftig stießen sie zusammen, Mine wurde seitling in einen Erdhaufen gebettet, der Radler flog im Bogen von seinem Sitz.

Artur schäumte: konnte der Kerl nicht aufpassen? Er fühlte sich ganz als Ritter seiner Dame. Er schimpfte, der Radfahrer schimpfte, Mine zitterte — würden sich die jetzt an den Kragen packen?! Aber der Radfahrer, als er sah, daß seine Maschine keinen Schaden genommen, machte sich davon, und Artur, das Stöckchen kampfbereit erhoben, den Hut aus der heißen Stirn geschoben, behauptete, stolz und blaß, als Sieger das Feld.

Mine hing sich an ihn.

„Komm man," bat sie, „laß ihn doch!"

Er konnte sich so rasch noch nicht beruhigen. „Verfluchter Kerl! Ekel! Müdiger Bengel! Soll sich noch mal unterstehn! Knotel!" Aber er ließ sich den Arm mit dem erhobenen Stöckchen doch niederziehen. Und dann klopfte er ihr das Kleid ab und fragte: „Hast Du auch weh getan?"

Sie drückte dankbar und vertrauensvoll seine Hand.

„Keen bißchen!"

Er bot ihr galant den Arm, sie nahm ihn vergnügt an. Was sie sonst nie getan hatten, jetzt gingen sie Arm in Arm.

Unter den mächtigen Rüstern der Allee näherten sie sich dem Seepark. Eine starke Militärmusik schallte ihnen entgegen; Kopf an Kopf saß innen die Menge. Tisch neben Tisch, Stuhl bei Stuhl. Aufgeregt ruderte die Schwannemutter mit ihren Jungen auf dem See. Lockende Weisen erklangen; hellgekleidete Mädchen hüpfen in den Tanzsaal, Kellner eilten mit fliegenden Trachtbüchsen, Uniformen blinkerten, blaue Rauchkringel kräuselten sich.

War das schön! Sonnige Lust, der See so blank, die Menschen so vergnügt!

Entzündet stapelten sie darauf zu. Da — „Zehn Pfennige Entree pro Person! Großes Militärkonzert, Kinder die Hälfte," schnarrte der Mann am Eingang und streckte ihnen ein Programm unter die Nase.

Unwillkürlich wichen sie zurück. Mine wurde blutrot, aber Artur faßte sich schnell. „Ach, danke, ich sehe schon! Noch nicht da! Ich muß hier draußen erst 'nen Freund erwarten. Komm, wir gehn ihm entgegen!"

Damit zog er Mine vom Eingang fort.

Sie war dem Weinen nah. Den ganzen Vormittag hatte sie sich hin und her gekehrt, mindestens achtmal war sie die vier Treppen gelaufen; die Mittagssonne, die durchs Küchenfenster prallte, hatte sie, im Verein mit der Hitze des Herdes, fast gebraten. Jetzt überkam sie die Uebermüdung und der Durst. Ach, nur wenigstens sich hinsetzen und die Füße, die in den Sonntagstiefeln schmerzten, ausruhen lassen!

Schwer schleppte sie sich an seinem Arm.

„Verflucht," murrte er in sich hinein. „Zimmer das Geld, das elende Geld! Ich könnte alles zusammenschlagen."

Sie kam sich sehr schuldig vor — warum hatte sie auch alles weggeschickt?

Langsam, ohne miteinander zu sprechen, stolperten sie dahin. Unbewußt suchten sie die Einsamkeit.

Der Invalide mit seiner Harmonika und das alte Mütterchen mit gelben Pflaumen und Schaumbrezeln, die den Eingang eines Heckenweges besetzt hielten, waren die letzten Menschen.

Unbehellig wanden sie sich durch die Büsche. Und nun war das Pfädchen zu Ende. Weite, stille, beglänzte Felder.

Mines Verschüchterung wich; mit einem Ruf des Entzückens stürzte sie sich auf den nächsten Rain, da blühten Klatschmohn und Rabenpfötchen. Sie rupfte mit beiden Händen und lachte aus tiefinnerster Seele. Hier wollte sie bleiben!

Mühsam ließ er sich neben ihr nieder, aber bald gefiel es auch ihm. Er streckte die Beine weit von sich, legte den Kopf in ihren Schoß und blinzelte in den blauen, wolkenlosen Himmel.

Fern piepte eintönig die Harmonika, gedämpft schwebten die Klänge des Militärkonzerts bis hierher. Sie wipzten die Ohren: das hatten sie nun gratis!

Ein wohliges Ausrufen kam über die Müden. Es roch hier so köstlich nach Erde, nach Kartoffelkraut, nach halbdürrem Gras. Eine Grille zirpte — nun eine zweite — das war noch ein Konzert. Und jetzt sangen Frösche an, bald hoch, bald tief; sie sangen ihren Liebeschor in jenem unbüschelten Tümpel.

Sonst Stille, Frieden, Einsamkeit, Sabbatrube der Felder.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8)

Huf Nachtposten.

Erzählung aus dem Soldatenleben von Wilhelm Hellwig.

Ich hatte gute Augen und musterte scharf die einzelnen Linien, Ecken und Vogen ihrer Wälle. Dort sah ich die Budauer Torbrücke, links davon zog sich der Graben zur Sternschanze hin. An dieser veränderte er seine Richtung etwas auswärts nach Westen, dann wieder zurück südlich gegen die Elbe hin, und schließlich kam ein Ausläufer des Grabens rückwärts in gerader Linie auf mich zu, so daß ich ihn in seiner ganzen Länge überblicken konnte. Dieser Ausläufer des Festungsgrabens war nur flach, aber reichlich breit. Offenbar wegen seiner durch die Elbe an und für sich geschützten Lage nicht besonders sicher und unersteigbar angelegt, schien er überhaupt eine vergessene und unbeachtete Stelle im Wallsystem zu sein und mußte bereits aus älterer Zeit stammen, denn die Innenseite des Grabens zeigte nicht den hohen, steilen Abfall der modernen Festungswälle, sondern hob sich als Wall nur einige Meter über die Grabensohle und wurde durch ein von hier aus sehr niedrig erscheinendes Mauerchen gekrönt, das in alttümlicher Weise mit einer geneigten Dachziegelplattendekung belegt war.

An dieses Mauerchen lehnte sich ein grauer Steintwürfel von vielleicht vier Meter im Kubit, der gar nicht mit den eigentlichen Festungswerken zusammenzuhängen schien. Er war von einem flachen Dach bedeckt, das anscheinend aus denselben Ziegelplatten bestand wie der Firz des Mauerchens. Ein Zaun — oder waren es Palisaden? — schien das Häuschen zu umgeben.

Dieser graue Punkt erregte meine Aufmerksamkeit und Neugierde in hohem Grade, und meine Phantasie glaubte in dem Quadrat das Trendische Gefängnis zu erkennen. Dort mußte ich unbedingt hin, um alles in der Nähe zu sehen und zu untersuchen. Vielleicht war auch der Kasten offen, und ich fand noch den berühmten Totenkopf mit den Initialen Fr. v. T. im Fußboden des Kerkers; dann war ja kein Zweifel mehr, ich war an der richtigen Stelle.

Aber ob ich wohl dorthin gelangen konnte? Die Stelle lag so im Innern des Wallsystems, war so von der Elbe, der Sternschanze und dem Hauptwall eingeschlossen, daß ein Unbefugter, der keinen Schlüssel zu den eisernen Toren besaß, kaum hoffen konnte, bis dahin vorzubringen. Nur durch den Wallgraben, vom Budauer Tor aus, konnte es bestenfalls möglich sein. Ich erinnerte mich, bei diesem Tore eine hölzerne Treppe bemerkt zu haben, die in den Wallgraben hinunterführte. Wie hatte ich aber jemanden dort hinabsteigen sehen, selbst Militär kam wohl selten in jene künstlichen Wüsteneien. Einsamkeit und starre Ruhe herrschte offenbar zwischen den grünen, geraden Linien, und nur der zuständige Wallmeister mochte hin und wieder noch in solche vergessene Winkel kommen und achlos an vielleicht historisch denkwürdigen Stätten vorübergehen.

So sann ich auf dem Turme hin und her — Doch ich war ja heut im Dienst, war Soldat, augenblicklich sogar im Dienstanzuge

mit Gewehr. Wenn nicht in diesem Aufzuge, scheinbar dienlich, dann kam ich nie dort hinunter, also vorwärts! Rasch stieg ich die Wendeltreppe hinunter, die sich im Innern eines Pfeilers der großen Turmlaterne niederschlingelt.

Bald war ich wieder im Dom. Aber Du kannst Dir wohl mein Entsetzen vorstellen, als ich alle Ausgänge verschlossen vorfand. Ich wanderte in den stillen Hallen umher, der Tritt meiner nagelbeschlagenen Stiefel hallte von den Säulengewölben wider; feuriger Ausweg war zu finden. Ich lief zur sogenannten Paradiespforte, in die Sakristei, die Unterkirche, mußte jedoch immer wieder in das Schiff zurückkehren. Endlich wandte ich mich zum südlichen Turm, vielleicht war dort ein Ausschluß. Wohl konnte ich hinauf, aber nicht hinaus. Doch gewahrte ich auf halber Höhe des ersten Treppenabfahres ein Fensterlein, durch das heller Sonnenschein hereinklutete. Groß genug war's ja, um hindurch zu schlüpfen; aber wohin führte es wohl? Ich schaute hinaus und sah mich in etwa sechs Meter Höhe über einem abgelegenen Hinterhofe, der von den Rückseiten der an den Dom stoßenden Kapitelgebäude gebildet wurde und sich vorn nur mit einer schmalen Stelle nach einem anderen freien Platze hin öffnete, dessen Bestimmung und Ausgang ich von hier nicht erkennen konnte. Dort, in diesem verarmlichen Vorderhofe, lag ein Kreuzgang nach vorn oder nach außen, dem Lichte entgegen; dort also schien der Weg offen zu sein.

Wer jetzt einen Strick hätte! Dann wäre es eine Kleinigkeit, sich die sechs Meter hinunterzulassen. Sollte nicht droben bei dem Gloden ein Stück Leine zu finden sein?

Rasch eilte ich wieder hinauf; wirklich, da an der Uhr hing ein Strick. Er baumelte locker von einem Balken herab und war um eine der großen Schlaggewichte gebunden. Zu halten hatte er nichts. Offenbar sollte er nur gegebenenfalls ein weiteres Herabsinken des Schlaggewichtes verhindern. Die Uhrmacher, die vermutlich heut früh hier gearbeitet, konnten ihn ja morgen wieder anbinden; also her damit!

Am Fenster angekommen, schlang ich den reichlich langen, ganz neuen Strick um einen Stühbalken und machte vorsichtigerweise noch einige Knoten in die Länge seiner Bahn, um nachher nicht ins Rutschen zu kommen. Dann schlug ich die Schuppenkette unter das Kinn, machte den Gesehriemen lang, hing die Büchse über die Schulter und stieg hinaus.

Aus etwa zwei Meter Höhe mußte ich abspringen. Meine schweren Stiefelsohlen schlugen mit lautem Krach auf den asphaltierten Boden und ich fiel längelang hin. Schnell richtete ich mich aber wieder auf, kopfte die Uniform ab, nahm das Gewehr unter den Arm und marschierte mit wichtiger Geberde, als ob ich das Gelände absuche, nach vorn um die Ecke. Ich sah mich jetzt im Pfarrgarten, der nach der Straße zu durch ein schwarzes Eisengitter abgeschlossen war. Dort gewahrte ich auch ein Türchen, durch das man auf die Straße gelangen konnte. Meine Schritte richteten sich nun sofort diesem Ausgange zu. Doch langsam und ruhig, möglichst unbefangen, wanderte ich zwischen den Rabatten und Beeten nach vorn. Wie beim Absuchen des Geländes ließ ich meine Blide hin und her schweifen, schaute auch mehrmals hinter Büsche und Sträucher.

Du kannst Dir wohl denken, daß mir aus dem großen Pfarr- und Küsterhause bald neugierige Augen folgten, die mit Verwunderung der Felddienstübung in Pfarrers Gemüsegarten zusahen. Ich merkte es wohl, ließ mich aber nicht stören und befand mich schon nahe am Tor, als mir eine befehlende Stimme oben vom Fenster her in verwundert-entrüstetem Tone zurief:

„Sie, Musikier, was machen Sie denn da?“

Es war die Stimme des Küsters, eines ehemaligen Feldwebels von unserem Regiment. Ich ließ mich jedoch nicht aus der Fassung bringen, antwortete gleichmütig: „Kommandanturbefehl!“ und schritt gelassen zur Gartentür hinaus.

Der „Kommandanturbefehl“ schien aber dem alten Feldwebel nicht recht geheuer, er verschwand oben am Fenster und erschien gleich darauf unten in der Tür, um mit zornrotem Kopf eilfertig hinter mir herzulaufen.

Doch plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen und horchte. Die Domuhr hatte die fünfte Stunde angeschlagen. Aber zu seinem Entsetzen und auch zu meiner Verwunderung begnügte sie sich nicht mit diesen fünf Schlägen, sondern schlug unbeirrt weiter: sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf — — —

Als es aber dreizehn geschlagen hatte, stürzte der Küster mit dem Rufe: „Allmächtiger Gott!“ in seine Wohnung zurück, um den Turmschlüssel zu holen.

So entkam ich ihm. Der von dem Uhrgewicht losgelöste Strick war also in doppelter Hinsicht mein Retter geworden.

„Sa, ha!“ lachte der zweite Sträfling, „na, jetzt warst Du ja schön raus. Wie kamst Du aber trotzdem an dem Tage ins Gefängnis?“

„Ja, wenn ich von dort aus gleich nach Hause oder nach dem Schießstand gegangen wäre, hätte ich mir diese sieben Jahre Gefängnis erspart. Aber der Teufel ritt mich eben an jenem Tage, und je mehr mir glückte, desto mehr Lust bekam ich, noch Weiteres zu probieren und zu riskieren, bis ich schließlich so böse reutelegelte.“

„Noch an demselben Tage?“

„Ja, wohl, höre doch man. Ich ging zum Budauer Tor hinaus, und als ich über die Zugbrücke hinweg war, konnte ich mir zu dem gelungenen Ausbruch gratulieren, denn jetzt war ich sicher. Vor

mir sah ich jetzt links den Graben und die kleine Holzstiege, die dort hinunterführte. Nicht die leiseste Ahnung überkam mich, kein warnender Gedanke hielt mich zurück oder raunte mir zu, daß ich eine Stunde später schon hier als ein Mörder verhaftet werden würde. Wohlgeruhet stieg ich hinunter, schulterte mein Gewehr, nahm Diensthaltung an und ging langsam, in der Weise eines Postens, die Mittelmauer entlang. Und wirklich beachtete mich von oben her niemand, weder Offizier noch Zivilist, obgleich auf der Brücke ein sehr roger Verkehr herrschte. Doch erst als ich um die Ecke gefogen war, fühlte ich mich vollkommen sicher. Denn nun sah mich ja überhaupt niemand mehr. Hier war ich ganz einsam: über mir den blauen Himmel, rechts und links die Wallmauern, darüber der grüne Rasen. Im schlimmsten Falle sah mich vielleicht ein Wallmeister, möglicherweise gar nur von oben her, ohne mir nahekommen zu können.

Dort um die nächste Grabenede nach, dann mußte ich an meinem Ziele sein. Die Sache interessierte mich mächtig, ich wurde wirklich ganz aufgeregt. Endlich war auch diese Straße zurückgelegt und mein gespannter Blick hatte freie Bahn.

Vor mir, kaum dreißig Schritte entfernt, sah ich das rätselhafte Ding, jenes Häuschen, das mir vom Donnturme aus wie ein grauer Würfel erschienen war.

Da stand er nun vor mir, mitten im grünen Grase, der graue Rasen, von der Spätmittagssonne grell beleuchtet. Alte, morsche Palisaden umgaben ihn von drei Seiten, die Tür aber zu dieser Umfriedigung fehlte. Unheimliche Stille herrschte ringsum als ich in den Hof trat, dessen Boden reichlich mit wucherndem Unkraut bedeckt war. Die Kerkertürschwelle lag tief darunter verstreut, offenbar war sie seit langem nicht überschritten worden. Ob überhaupt noch jemand den Schlüssel zu dem alten rostigen Vorhängeschloß besaß?

Einem konnte ich also nicht. Das alte Schloß, verstaubt und zerrostet, tat noch immer seinen Dienst, und die Krampen saßen tief und fest in der Mauer.

Neben der Tür befand sich ein kleines vergittertes Fenster. Das führte, wenn meine Vermutungen zuträfen und dies Häuschen wirklich einst Trends Aufenthalt war, zum Vorraum des eigentlichen Verließes. Munde Scheiben verwehrten mir den Einblick. Ich drückte eine solche ein und sah nun in einen wüsten, anscheinend ungedielten Raum. Staubhaufen bedeckten den Erdboden, Spinnweben die Wände und Ecken. Gegenüber führte eine zweite Tür ins Innere. Die war durch ein eingebautes, sehr hartes Schloß gesichert, eiserne Bänder verstärkten die Tür noch besonders. Quer vor ihr und vor den eisernen Bändern verhinderte ein gewaltiger, mit Eisen belegter Holzriegel das Öffnen der Tür, wenn man ihn nicht vorher zurückschob. Dies wurde aber wieder durch ein Vorhängeschloß, dem an der äußeren Tür ganz ähnlich, unmöglich gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Erwerbsleben der Südsee-Insulaner.

Von Dr. J. Wiese.

II.

Die Gerberei wird nur von Männern betrieben, von den Frauen hier und da die Seilerei und vor allem von den Letzteren die besondere Frauenindustrie: die Töpferei. Einer der Haupttöpfereimärkte ist Wilibili, der größte des Archipels der zu reichenden Menschen, ja der ganzen Gegend von Kap Croisilles bis Kap Nighy, aber auch am Sechstroh-, Caprivi-, Albrecht-, Ottilien-, Augusta- und Franziskafluß, am Angriffs-, Berlin-, Dallmannhafen und an anderen Orten versteht man sich auf das Töpfereihandwerk. Das Handwerkszeug, dessen die Eingeborenen sich dabei bedienen, ist mehr denn primitiv, denn ein flacher Stein und ein Holzschlegel ist alles, was sie dazu gebrauchen. Der Ton wird einfach mit den Händen geknetet und dann auf dem Stein mit Hilfe des Holzschlegels geformt. Trotzdem zeigen die Töpfe ein schönes, regelmäßiges Aussehen. Das Brennen geschieht überall im Freien. Die Töpfe werden dann mit Holz leicht überdeckt und auf kurze Zeit einer scharfen Glut ausgelegt. Die Wilibili-Frauen lassen die Töpfe nicht auf den Markt gehen, ohne ihnen vorher mit dem Nagel eine gewisse Marke, ihr Fabrikzeichen, einzudrücken. Man fertigt in Wilibili nur zwei Sorten von Tongefäßen, eine engere, die als Wasserbehälter, und eine weitere, die als Kochtöpfe dienen. Am Dallmannhafen hat man noch eine dritte Art, riesige Töpfe als Sagobehälter. Im Norden versorgt den Markt an der Küste mit Töpfen hauptsächlich das Dorf Tagai am Albrecht-Fluß, das der Besitz einer bis an das Gebiet des Prinz Adalbert-Hafens reichenden Topfindustrie ist. Von hier aus beginnt dann der Markt der Wilibiliteute, die nach Süden zu ihre Töpferewaren bis nach Finschhafen zu vertreiben.

Die meistbereiteten Farben sind schwarz, oder und gelb. Letztere Farbe ist die allerbeliebteste und findet die vielfachste Anwendung, namentlich zum Einreiben und Tönen der Haut. Sie wird aus der Curcuma oder Gelbwurz gewonnen.

Als weiteres „Gewerbe“ ist zunächst eine Art Seilerei zu erwähnen, der Verschleiß an Kordel und Tauwerk ist bei fast allen Südseeinsulanern sehr groß. Zum Bau der kleinen und großen Häuser, an die kein einziger Drahtstift oder Holznagel verwendet wird, zur Herstellung der Kanoes, deren einzelne Teile und Teilschen durch Seilwerk verknüpft werden, zur Fabrication von Ankerketten und Fischnetzen, zum Binden der Fischreusen, zur Befestigung und Handhabung der Segel, zur Verfertigung eines Gartenzaunes, der aus hundert Kreuzweise übereinander gebundener Bambusstäbchen besteht, und noch zu einer Reihe anderer Zwecke bedarf es nichts als Schnüre, Kordel, Tauere der verschiedensten Dide und Länge. Dabei ist der Verbrauch um so größer, als das Seilwerk bei der Feuchtigkeit des Klimas und bei dem oft schnellen Wechsel zwischen greulichem Sonnenschein und stürzenden Regenmassen bald verfault und verschleißt.

Als Material zur Herstellung dient die sorgfältig ausgewaschene und ausgebleichte Faser der äußeren Kokosnußhülle, aus der in Europa bekanntlich die Kokosnußteppiche und -Läufer fabriciert werden und der so vielfache Verwendung findende Bast des Hibiscus. Die Kordel besteht durchweg aus zwei mit der Hand fest übereinander gedrehten Fäden. Dideres Tauwerk wird wohl auch aus einer dreifachen Fadeneinlage hergestellt, indem man entweder einen Faden fest bindet und die beiden anderen darum dreht oder alle drei ebenmäßig zu einem einzigen Seile verarbeitet mittels eines einfachen Instrumentes aus drei drehbaren Pfählen, an die je ein Faden angebunden wird. In der Seilerei beteiligen sich übrigens die Männer so gut wie die Frauen. Wegen seiner Bedeutung ist das Seilwerk ein vorzüglicher Artikel des Binnentauschhandels.

Der Fischfang wird nicht nur mit Reusen betrieben, die auf offenem Meere schwimmend verankert werden, sondern auch mit Angelhasen, Speeren und besonders Netzen. Das Angelgerät besteht aus einem Bambusstod, einer gedrehten Schnur und Angelhasen. Die Fischspeere, die mit Sicherheit bis auf zehn Schritt Entfernung geworfen werden, bestehen aus einer Holzspitze in der Mitte. Eine Bastwickelung um diese Spitze drängt die äußeren Spitzen kegelförmig auseinander, während sie von außen durch Rohstangränge zusammengehalten werden. In der umfangreichsten Weise wird der Fischfang durch Netze betrieben. Von letzteren werden verschiedene Arten in höchst kunstvoller Weise hergestellt. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, sowohl die Verfertigung wie den Fischfang durch das Netz eingehender zu schildern. Wir legen dabei die Studien und Beobachtungen des Grafen Pfeil zugrunde.

Das Material liefert die Faser der Banane oder des Pandanus. Auch ein an sumpfigen Stellen wachsendes Niedgras liefert gutes Gespinnst. Der Faden wird in gleicher Weise wie bei den afrikanischen Völkern mit der flachen Hand auf dem Schenkel gedreht, doch bringt das größere Bedürfnis wohl die größere Übung mit sich, denn Pfeil fand den Faden durchgängig von außerordentlich guter Beschaffenheit in bezug auf Material und Herstellung. Dies Material wird erst etwas getrocknet, um es seines natürlichen Saftes zu berauben. Hierauf wird es ins Wasser gelegt, um die der Faser anhängenden Fleischeile aufzuweichen und zu lockern. Abermaliges Trocknen an der Sonne macht das Material brüchig, so daß jetzt durch Schlagen mit Stöcken und anhaltendes Kämmen die Fasern von den daran haftenden Fleischeilen befreit werden können. Der Faden wird nun gesponnen resp. mit der Hand auf dem Schenkel gedreht. Zwei dünne Zöpfchen des Rohmaterials werden zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand genommen, darauf deren Außerstes mit dem Finger der rechten Hand von links nach rechts gewirbelt und in diesem Zustande mit dem vierten Finger der linken Hand auf deren Ballen gedrückt und festgehalten. Mit dem anderen Zöpfchen wird in gleicher Weise verfahren. In die offenen Zipfel des Stranges wird neues Material angelegt und das Verfahren fortgesetzt. Es werden Fäden verschiedener Dide, von großer Feinheit bis zur Stärke unseres Bindfadens, gesponnen. Das fertige Produkt wird auf ein etwa ¼ Zoll breites, beliebig langes Brettchen mit schwalbenschwanzförmigen Einschnitten an den Enden, aufgewickelt, und die Arbeit des Netzkridens beginnt in der auch uns bekannten Weise. Wunderlich ist es immerhin, daß der Knoten zwischen den einzelnen Maschen mit dem auch bei uns zur Verwendung kommenden sogenannten Fischerknoten völlig identisch ist. Die Netze werden in verschiedener Größe und Form hergestellt.

Ein Netz, das ebenfalls zur Verwendung kommt, ist in Dreiecksform geflochten und zwischen zwei Stäben angebracht, die sich wie die Griffe einer Schere kreuzen und ebenso beweglich sind. Mit den kurzen Hebelarmen in den Händen schiebt der Fischer die langen Arme, zwischen denen das Netz befestigt ist, unter eine Schar der sich oft in großer Anzahl dicht am Strande tummelnden kleinen Fische, schießt schnell die Schere und Hunderte der Tiere werden so gefangen. Man könnte meinen, daß auf diese Weise der Fischreichtum bald vermindert werden müßte, allein erstens wird diese Art des Fangens schon deswegen, weil es nur im seichten Wasser möglich ist, ohnehin in beschränktem Maße betrieben, dann aber ist der Fischreichtum dieser Gegenden so gewaltig, daß selbst ein systematisch betriebener Raubbau ihn erst mit der Zeit schädigen könnte. Die Fische bilden einen sehr beliebten Lederbissen auf der Tafel der Weißen sowohl wie in der Küche der Eingeborenen.

Schließlich möchten wir noch der Verfertigung der Kanoes gedenken. Fast alle Insulaner sind Meister im Bau eines solchen Fahrzeuges. Nehmen wir als Typ das Japkanoe an, das nach

Caesius möglichst aus einem Baumstamme hergestellt ist. Meist ist dies der Colophyllum, seltener Brotfruchtbaum. Findet sich kein genügend großer Einzelstamm, so setzt man den Rumpf des Kanoes aus mehreren Teilen zusammen, die man aber nicht etwa glatt abschneidet und übereinander fügt, sondern unregelmäßig auszackt und mit den Vorsprüngen in entsprechende Vertiefungen des anderen Teiles einfügt — alles bloß nach Augenmaß! — Dann werden die einzelnen Stücke mit Kofoszwirn fest aneinander gebunden — Nägel kennt man nicht, wären auch unbrauchbar — und kalfatert. Das so zusammengefügte Fahrzeug ist fest und dauerhaft und übersteht manchen Strauch mit den Wellen.

Der Rumpf, ob nun Einbaum oder aus mehreren Stücken zusammengefügt, bildet ein bis 6 Meter langes und etwa 1/2 Meter breites leichtes, schlankes, vorn und hinten gleichmäßig spitz zulaufendes Fahrzeug mit je einem hochragenden, kunstvoll gearbeiteten Ruffah an den Enden. Die sanft ausgebauchten, etwa 3 Finger dicken Wände laufen nach unten allmählich in einem spitzen Winkel zu einem leicht geschwungenen Kiel zusammen. Das schlankes, nach unten wie nach vorn und hinten allmählich spitz zulaufende Kanoe durchschneidet leicht wie ein Messer das Wasser, würde aber auf seiner dünnen Basis unfehlbar umkippen, wenn es nicht durch einen sogenannten Ausleger verhindert würde.

Dieser ist ein mit dem Kanoe durch ein festes Gestänge zu einem Ganzen vereinigt Schwimmbalken, der auf einer Seite in etwa 1 1/2 Meter Entfernung parallel dem Rumpfe liegt und läuft. Er ist etwas kleiner als das Kanoe selber, nach vorn und hinten etwas zugespitzt, unten kaum merklich oval und massiv, also nicht etwa ausgehöhlt. Der Zwischenraum zwischen ihm und dem Haupttrumpf ist durch ein „Deck“ aus Bambusstäbchen ausgefüllt, auf dem Personen oder Ladung Platz finden. Weil er von Holz ist, schwimmt er leicht und ist schwer in seiner ganzen Länge unter das Wasser herabzudrücken, so daß ein Umkippen des Kanoes nach seiner Seite hin fast unmöglich ist. Aber nach der anderen Seite? Dorthin könnte das Kanoe schon leichter umschlagen, allein dann müßte der ganze Schwimmbalken mit in die Höhe hinaufgehoben werden und das geht nicht so leicht, da er massiv und schwer ist; es müßte denn sein, daß ein sehr starker Wind das Segel von der Seite her in seiner ganzen Breite erfaßt und so das Kanoe zur Seite legte. Das kann aber ein tüchtiger Segler dadurch verhindern, daß er mit der Kordel, durch die er die Stellung des Segels zum Winde reguliert, etwas nachgibt, wodurch das Segel schräg zum Winde gestellt wird, so daß dieser nicht voll einfallen, nicht seine ganze Kraft einsetzen kann. Somit hängt alles von der Geschicklichkeit des Seglers ab. Sobald ein kräftigerer Windstoß einfällt und das Kanoe derart auf die Seite zu legen droht, daß an der anderen Seite der Ausleger aus dem Wasser gehoben wird, muß er sofort mit der Regulierfordel nachgeben. Dadurch verliert der Wind an Druckfläche und auch an Druckkraft und der Schwimmbalken sinkt gleich wieder aufs Wasser herab. Ausgezeichnete Kanoefahrer lieben es übrigens, ihre Geschicklichkeit darin zu zeigen, daß sie dem Winde eine derartige Angriffsfläche auf das Segel darbieten, daß dadurch der Balken aus dem Wasser herausgehoben frei in der Luft schwebt und gleichsam nur mehr als Balancierstange für das nunmehr allein auf seiner dünnen Kielschneide basierende und wie rasend durchs Wasser dahersahrende Kanoe dient. Solche Seiltänzerfahrten bei stürmischem Wetter und hohem Wogengang sind eine gewagte Sache, aber äußerst anregend und interessant sowohl für den mit Leib und Seele dabei befindlichen Japmann als für den Europäer, der den Mut hat, sich dem auf- und niedertanzenden, in kühnem Satz von Woge zu Woge stürmenden Kanoe anzuvertrauen, dessen Schicksal buchstäblich in der Hand des „Kapitäns“ liegt.

Den Grundtypus des Japlands haben wir somit kennen gelernt. Je nach dem speziellen Zweck, dem es dienen soll, hat man nun doch einige Varietäten. Der gewöhnlichste Typ ist das Reiskanoe, das auch zum Fischfang innerhalb des Riffes verwendet wird. Es ist leicht, elegant, schneidig gebaut. Einen anderen schwereren Typ bilden die Hochseekanoes, die sich durch einen stärkeren Bau und größeren Tiefgang von ihnen unterscheiden. Er wird dadurch erzielt, daß man sich die Kiellinie des Kanoes nicht sanft, allmählich, oval, sondern kurz energisch nach unten, beinahe in Kreisform schwingen läßt. Ein dritter Typ sind die Lastkanoes, die namentlich an den Enden statt spitz nach oben geschweift, kaum merklich gebogen und niedrig, flach erscheinen. Sie werden auch fast nie mit einem Segel getrieben, sondern mit kurzen Stechrudern oder den sogenannten „Tefins“, d. h. langen Bambusstangen, die man abwechselnd und tafmächtig in den Boden stemmt, um das Fahrzeug durch Abstoßen weiterzutreiben.

Das Hochseekanoe wird nur mit dem Segel angetrieben. Das Reise- und Fischkanoe für gewöhnlich ebenfalls. Dabei wird das dreieckige Mattensegel mit seinem spitzen Winkel ganz vorne auf das äußerste Ende des Kanoes eingestellt, an einem leichten Mast aus Bambus hochgerichtet, aufgerollt und nunmehr durch Anziehen oder durch Nachgeben der Regulierfordel in beliebiger Weise dem Winde mehr oder weniger stark ausgesetzt. Herrscht ein ungünstiger Wind oder gar Windstille, so reißt man das Segel ein und treibt das Kanoe, da innerhalb des Riffes meist ziemlich leichtes Wasser herrscht, durch das „Tefin“. Kommt man dabei an eine tiefere Stelle, wo das „Tefin“ keinen Boden mehr faßt, so setzt man sich hin und greift nach dem kleinen Stechruder, bis man wieder an eine leichtere Stelle gelangt.

Sobiel über das Kanoe. Es sei noch erwähnt das sogenannte „Fofod“. Es ist dies ein aus mehreren Bambusstämmen zusammengearbeitetes Floß, das nur zur Ebbezeit benutzt wird, wenn das Wasser schon so leicht geworden ist, daß ein Kanoe auf Sand geraten würde. Auch baut man hier und da ein stärkeres Floß, wenn man Lasten zu transportieren hat, die für das zierliche Kanoe zu schwer wären, z. B. in der See gebrochene Korallensteine, die zu einem Hausbau dienen sollen.

Der Vollständigkeit halber sei noch der beim Fischfang oft angewandten Betäubungsmethode gedacht. Die gewöhnlichste Betäubungsmethode besteht darin, daß man eine Lianenwurzel klopft und dann unter einen Stein ins Wasser legt. Der austretende, sich mit dem Meerwasser verbindende und verbreitende Saft wirkt stark betäubend, narkotisierend auf die vorbeistreichenden Fische, die dann mühelos gefangen werden können.

Kleines feuilleton.

Der Kinematograph als Forscher. Die große Verbreitung, die der Kinematograph als Volksbelustigungsmittel gefunden hat, verleitet leicht dazu, über den wissenschaftlich außerordentlich interessanten Hintergrund der kinematographischen Vorfürungen hinweg zu sehen. Im Medizinisch-naturwissenschaftlichen Verein zu Tübingen hat v. Grütner einen Vortrag über den Kinematographen gehalten, der sich mit der physiologischen Seite der biblischen Wiedergabe von Bewegungen beschäftigt. Der Vortragende weist darauf hin, daß der Kinematograph seinem Prinzip nach nichts ist als eine Erweiterung der längst in die Spielstube der Kinder übergegangenen sogenannten Wunderscheiben. Als eigentliche Erfinder des Kinematographen sind die bekannten Vorkämpfer auf dem Gebiet der Farbenphotographie, die Gebrüder Lumière, zu bezeichnen. Im allgemeinen sind die Kinematographen in der Weise eingerichtet, daß Bänder von Films, die oft bis zu 300 Meter lang sind, an der Camera in solcher Weise vorüberziehen, daß die Bilder, solange sie gesehen werden, stille stehen und dann weiter springen. Während dieses Sprunges ist das Bild zugedeckt. Die Geschwindigkeit des Drehens ist so eingerichtet, daß die Verdunkelung etwa den 48. Teil einer Sekunde währt, während ein Bild immer etwa während des 24. Teils einer Sekunde frei wird. Für das Auge vereinfacht sich diese Folge zu dem Eindruck natürlicher Bewegung. Es lassen sich selbstverständlich auch ganz langsame Bewegungen, zum Beispiel das Wachstum einer Pflanze, in der Weise darstellen, daß man Bilder, die alle zwei Minuten aufgenommen sind, aneinander reiht und schnell durch den Apparat führt. Man kann also bei dieser Vertausendfachung oder fünffachen Vertausendfachung der Bewegung z. B. das Gras, das die wenigsten Leute wachsen hören können, wenigstens wachsen sehen. Noch überraschender ist die Umkehrung dieses Prinzips, nämlich die langsame Darstellung von Bewegungen, die in der Natur sehr schnell vor sich gehen, wie der Flügelschlag einer Fliege oder die Drehung eines Rades. Wenn z. B. eine Fliege in ihrer Bewegung in der Sekunde 330 Flügelschläge macht, eine Biene 190 und eine Libelle 28, so geht dies so rasch vor sich, daß das menschliche Auge einen ähnlichen Eindruck bekommt, wie beim Anblick der Speichen eines dahinsirrenden Fahrrades. Man nimmt dann ein gleichmäßiges Glimmern wahr, ohne irgend eine Einzelheit unterscheiden zu können. Zur kinematographischen Vorfürung wird die Fliege 1500 mal in der Sekunde photographiert. Wenn man diese Aufnahmen mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit des Kinematographen abrollen läßt, so werden die Flugbewegungen dem Auge ganz deutlich und geben ein vollkommenes Bild der Mechanik des Fliegenfluges. Unter ganz besonderen Bedingungen kann auch die seltsame Erscheinung auftreten, daß Bewegungen bei der kinematographischen Wiedergabe einfach verschwinden, d. h. daß die bewegten Gegenstände im Bilde ganz ruhig stehen. Es kann geschehen, daß bei der Vorfürung einer belebten Straße, in der etwa Automobile dahinsirren, ein solches Automobil ganz einfach zu gleiten scheint wie ein Schlitten. Seine Räder erscheinen so, als ob sie sich nicht drehen, sondern über die Fahrbahn dahin rutschten. Die Erklärung dafür ist nicht schwer zu finden. Die Erscheinung muß jedesmal dann auftreten, wenn sich die Räder des Autos beim Photographieren gerade so schnell gedreht haben, daß sie immer in derselben Stellung oder doch wenigstens nahezu in derselben Stellung photographiert werden. Der Kinematograph ist von einem bekannten französischen Chirurgen dazu verwandt worden, seine Operationen in allen Einzelheiten ihres Verlaufs festzuhalten, woraus man dem genannten Arzt bisweilen den Vorwurf der Neklamensucht gemacht hat. Tatsächlich wird der Kinematograph zu wissenschaftlichen Zwecken ganz Außerordentliches leisten können. Neben den schon genannten Beispielen von der Darstellung sehr rascher Bewegungen der Tiere gibt es eine ganze Reihe höchst interessanter Beobachtungen, die nur auf kinematographischem Wege erhalten werden können. So hat man das allmähliche Fortschreiten der Nahrung im Verdauungskanal eines Frosches durch Röntgenbilder festgehalten und durch kinematographische Wiedergaben bei dreimaliger Erhöhung der Geschwindigkeit darstellen können.